

Rückkehr

nach **Nikoletta
Kiss**

Budapest

ROMAN

INSEL



Nikoletta Kiss

Rückkehr nach Budapest

Roman

Insel Verlag

Auch wenn dieser Roman Bezüge zu realen Personen
des öffentlichen Lebens sowie zu historischen Ereignissen aufweist,
bleibt er ein Werk der Fiktion.

Die Autorin dankt der Stadt Wien Kultur, die das Projekt mit einem
Projektstipendium für Literatur förderte.

Erste Auflage 2025

Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2025

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Umschlagfoto: Rolf Zöllner/SZ Photo/picture-alliance,
Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64501-6

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

Rückkehr nach Budapest

Für Ben, Emilia und Tom

Prolog

Wäre Theresa im Sommer des Jahres 1986, an dem verregneten Wiener Morgen, mit mir im Bus nach Budapest zurückgekehrt, ich hätte András nicht geheiratet, mein Leben wäre in gänzlich anderen Bahnen verlaufen. Ich glaube nicht an Schicksal, nur an günstige und ungünstige Momente, die uns auf dem Weg begegnen, uns leiten und verleiten und derart durch das Leben führen.

Im Schlafzimmer vor dem Schrank stehend, greife ich zum schwarzen Kleid. Nach kurzer Überlegung hänge ich es wieder zurück. Ich mag dieses Kleid. Was ich zur Beerdigung anziehe, werde ich danach nie wieder tragen. Ich streife stattdessen den alten Kostümrock vom Hänger, er ist dunkelblau, nicht schwarz, ich schlüpfe dennoch hinein, ziehe den Reißverschluss hoch, drehe mich im Spiegel.

»Warum nimmst du nicht das Auto?«, ruft András zu mir hoch.

»Du weißt doch, ich fahre nicht gern«, rufe ich zurück, gehe die Treppen hinunter zu ihm ins Wohnzimmer. »Und schon gar nicht am Samstagmorgen, ganz Budapest will an den Balaton.«

András, noch im gestärkten Hemd, das er zur Arbeit trägt, wendet den Blick von den Abendnachrichten ab und sieht mich prüfend an.

»Warum willst du nicht, dass ich mitkomme?«

»Wir haben das besprochen.«

»Ich könnte fahren.«

»Es ist alles abgemacht, Vati holt mich vom Bahnhof ab.«

Mit einer versöhnlichen Handbewegung deutet er, ich solle mich zu ihm setzen. Der Film beginnt.

»Ich muss noch packen«, sage ich und lasse ihn allein. Dabei liegt längst alles sorgfältig gefaltet im Koffer. Ich schließe die Schlafzimmertür hinter mir, ziehe den Rock wieder aus, damit er keine Falten bekommt. Dann hole ich noch einmal Therasas Briefe hervor.

Weißt du noch, Márta? Als der See in der Sommerhitze grün schimmerte, so aufgeheizt war, dass die Aale schon ihren Bauch zeigten, als jedes Haus mit Touristen gefüllt war, überall bei euch fremde Kinder spielten, vor denen wir uns versteckten? Weißt du noch, die nie endenden Tage des Sommers, die wir in jener wunderbaren Trägheit verbrachten?

Ich weiß noch. Natürlich weiß ich noch. Ich setze mich mit den Briefen auf den Boden, lehne im Schneidersitz am Bett wie als junges Mädchen. Von hier unten ist ein Streifen Himmel zu sehen und ein Teil der Hauswand gegenüber. In der Abenddämmerung erscheint sie mir wie eine Gefängnismauer. Ebendieses bedrückende Gefühl empfand ich als Kind beim Anblick des verschlossenen Hauses von Therasas Familie nebenan. Ich hatte Theresa das nie erzählt, doch ich hatte sie immer etwas gehasst, wenn sie fort war. Dann hasste ich mich selbst, weil ich sie hasste. Sie hatte mich schon damals immer wieder verlassen, war nach jedem Sommer verschwunden aus meinem Leben, seit ihr Vater, mein Onkel Péter, seine Stelle in Berlin, in der DDR, an-

getreten hatte. Großmutter schwärmte im Dorf von ihrem Diplomatensohn, wobei Péter nicht einmal Diplomat sei, nur ein besserer Handelsvertreter, sagte Vati, auch wenn er im Botschaftsgebäude arbeite, und lachte sie aus. Seit sie in Berlin lebten, ließ sich Terézia von allen eingedeutscht Theresa nennen, selbst von mir. Das Gefühl der Enge in der Brust verflüchtigte sich erst, wenn sie zu Beginn der Sommerferien mit ihrer Familie heimkam.

Jedes Jahr räumten wir für den Sommer unser Haus und zogen in die aufgeheizte Garage, um Platz zu schaffen für die Ost- und Westdeutschen, die Niederländer, Belgier, für die Touristen, die zu uns an den Balaton in den Urlaub fuhren. Der Teer unter den Schuhen klebte, die Fahrradschläuche wurden brüchig in der Hitze. Das Haus meines Onkels wurde nie geräumt. Wir verkrochen uns bei Theresa im kühlen Zimmer, bis Großmutter uns hinaustrieb: »Raus mit euch! Geht spielen!« Wir versteckten uns im Maisfeld, erzählten uns Geschichten von erfundenen Liebschaften, pflückten Maispuppen mit goldenen Haaren. Nichts geschah, jeden Tag. Es waren die glücklichsten.

Das elterliche Grundstück hatten unsere Väter unter sich aufgeteilt. Wir lebten mit Großmutter im alten Haus. Auf der anderen Seite hatten Theresas Eltern die *Villa* bauen lassen, an der Stelle hatte einst der Saustall gestanden. Vati nannte die Villa ein Puppenhaus, denn der grellgelbe Bau seines Bruders wirke aufgetakelt wie die täglich frisch gelegten Locken seiner Frau, mit denen sie im Dorf die Blicke auf sich zog. Die Leute staunten und zerrissen sich das Maul. Ich bewunderte meine Tante damals, wollte so schlank und schick sein wie sie. Meine Mutter und Tante Irmi hatten nicht viel gemein. Auch meine Mutter hatte das große Haus

täglich vor Augen, doch Äußerlichkeiten interessierten sie nicht. Sie war die Pragmatische, die Bastlerin. Sie zimmerte sich ihre Hochbeete selbst, kroch auf allen vieren im Garten herum. Am Abend schmierte sie ihr Gesicht mit Nivea-Creme ein, das war ihr Schönheitsritual, Schminke trug sie nie. Dabei mochte Vati es, wenn eine Frau sich hübsch machte. Aber er hatte sich nun einmal in das Mädchen aus Thüringen verliebt, das am Strand Volleyball spielte.

Wenn Berlin Theresa im Herbst zurückholte, verschwand sie in ihr Großstadtleben und ließ mich mit dem verschlossenen Haus nebenan zurück, dem stillen See, den heruntergelassenen Rollläden im Ort. Wie ich die deprimierende Öde des Herbstes verabscheute!

Die Jahre vergingen. Mein Fernweh stillte ich mit den Romanen von Jókai, Dumas, Proust, Thomas Mann, ich schrieb Gedichte, hörte die Rocksongs des vergangenen Sommers und versuchte mich an Übersetzungen ins Ungarische aus dem Deutschen. Deutsch hatte ich von meiner Mutter gelernt, Tante Irmi brachte mir Bücher aus Berlin. Wir fuhren selten irgendwohin, ich erinnere mich an zwei oder drei Besuche bei meinen Großeltern in Thüringen, an den Zuckerkuchen, den dünnen Kaffee, das Schweigen zwischen Gesprächsfetzen, die Tränen meiner Mutter auf der Heimfahrt.

András war damals schon achtzehn. Er holte mich mit seiner Simson ab. Großmutter saß auf ihrem Hocker vor dem Haus und gab vor, es nicht zu bemerken, wenn ich aus dem Fenster stieg. Ich schwang mich auf den Sitz, schlang die Arme um ihn, und wir brausten davon.

»Bist du dir nicht zu schade!«, schrie Vati mit heiserer Stimme, als ich heimkam. Die Leute würden reden! Er hielt

mich mit fünfzehn Jahren für zu jung für eine Beziehung, Mutter stritt mit ihm. Vati jedoch diskutierte nicht, rief nur »Basta!« und schmetterte die Faust auf den Tisch, dass die Hunde aufjaulten. Dieses Geheule der Viecher, wie auf einer Tonleiter, wenn ich die nächtliche Dorfstraße entlanglief, aus dem Haus verschwand wie so oft.

András nahm mein Gesicht in die Hände, verglich meine Augen mit Kornblumen und küsste sie. Beim Edda-Konzert grölten wir mit, *träumten uns eine Welt*. Mit ihm erlebte ich den ersten Kuss, unter seinen Berührungen das erste Zittern, das erste Alles. Als ich Theresa erzählte, dass ich meine Unschuld verloren hatte, sagte sie nur, das sei eine so altmodische und negativ belegte Formulierung: *Unschuld verlieren*, als hätte ich etwas verloren, was nicht ohnehin als eine lästige Gemeinheit von der Natur eingerichtet worden war. Sie hatte sich mit Tampons den Weg dort freigemacht, damit es beim ersten Mal nicht so schlimm wehtat, und dennoch hatte ihr damaliger Freund drei Anläufe gebraucht, bis es für sie halbwegs erträglich wurde, während er Genuss dabei empfand. Wie himmelhochschreiend ungerecht das doch sei!

Ich hatte trotz des Schmerzes dabei eine ungeheure Liebe für András empfunden, das sagte ich Theresa aber nicht. András wusste, was er tat. Er flüsterte meinen Namen, streichelte mich, bis ich bebte. Ich war geborgen bei ihm. Im Halbdunkel sah ich sein Gesicht und fand darin nicht Vergnügen, sondern Fürsorge. Unsere Körper einander so nah. Noch heute erfüllt mich der Gedanke an diese Augenblicke mit Liebe. Auch wenn es sich längst anders anfühlt.

Was tust du noch hier?, würde Theresa fragen. Warum verlässt du ihn nicht? Sie würde es nicht verstehen.

»Kommst du ins Bett?« Ich fahre herum, hatte nicht bemerkt, dass András ins Zimmer kam. Wie eine Festung steht er da und betrachtet mich. Ich sammle die Briefe vom Boden auf, falte sie zusammen, verstaue sie in dem Schuhkarton, in dem ich sie aufbewahre. Als ich zu ihm aufblicke, hat er sich abgewandt, knöpft sein weißes Hemd auf und streift es ab, das T-Shirt darunter kommt zum Vorschein. Ich mag ihn so, ohne das Förmliche, die Hemden, die er oft auch zu Hause trägt. Wenn ich meine Augen zusammenkneife, erkenne ich ihn noch, den alten András, im geschmeidigen Braun seiner Augen, diesem besonnenen Blick.

»Ich räume noch auf«, sage ich und gehe an ihm vorbei zur Tür, trage die Briefe zur Kommode im Flur, wo ich alte Unterlagen, Steuererklärungen und Tagebücher aufbewahre, Dinge, die ich seit Jahren nicht angefasst habe. Nur die jüngsten Briefe Theresas lege ich nicht zurück, die, die ich einst unbeantwortet ließ, ihre Briefe aus Wien – auch sie sind inzwischen fast zwei Jahrzehnte alt. Morgen im Zug werde ich sie noch einmal lesen, in der Hoffnung, etwas im Unausgesprochenen zu finden, das mir bisher verborgen blieb. Sie muss meine Gefühle für Konstantin gespürt haben. Vermutlich fehlt deshalb jede Erwähnung von ihm. Dabei hatte sie früher jedes Detail ihrer Beziehung mit mir geteilt. Ihr persönlicher Seelenklempner war ich gewesen, Tag und Nacht verfügbar. Ich kannte Konstantin besser, als Theresa ihn kannte, noch bevor er sich überhaupt für mich interessiert hatte. Ein paar Monate nach ihrer gemeinsamen Flucht in den Westen blieben ihre Briefe aus. Bis zu diesem letzten, unvollendeten, nie abgeschickten Brief, den Tante Irmi in ihren Sachen fand, als sie Theresas Wiener Wohnung ausräumte. Ich falte ihn auseinander, streiche über die Seite,

die ihre Hände berührt haben, frage mich, warum sie ihn noch geschrieben hat, nach all den Jahren. Es ist, als hätte sie gespürt, dass ihre Zeit gekommen war.

Ich stelle mich Deinen Fragen, Márta, stelle Du Dich meinen. Du liebtest ihn, nicht wahr? Du liebtest ihn von Anfang an.

Ein Schauer läuft mir über den Rücken. Der Satz bricht einfach ab, als wäre Theresa in diesem Moment verstorben, einfach umgefallen beim Schreiben. Nur sie konnte mitten im Wortfluss den Stift aus der Hand fallen lassen, einem anderen Gedanken nachgehen. Vielleicht war ihr plötzlich eingefallen, was sie zum Abendessen kochen wollte, oder der Teekessel hatte zu pfeifen begonnen, mühelos fand sie später den Gedankenfaden wieder, nur diesmal hatte er sich verloren, für immer. Sie muss den Brief zur Seite gelegt haben, um ihn später zu beenden, vielleicht lag er noch tagelang unberührt zwischen den Papieren, die Tante Irmi auf ihrem Schreibtisch fand. Theresa hat allein gelebt. Kinderlos, wie ich.

Sie fuhr im Bus, als sich ihre Brust zusammenzog, der Atem stockte, sie rang nach Luft, der Boden unter ihren Füßen bebte, Tausende Stiche im linken Bein. So muss sich ein Schlaganfall anfühlen, das habe ich mal gelesen. Vielleicht verlor Theresa das Gleichgewicht, dann das Bewusstsein. Ich stelle mir den Schrecken im Gesicht der Fahrgäste vor, ihren Blick auf dem leblosen Körper, die Geistesgegenwart jenes Mannes, der die Wiederbelebung versuchte, den Alarm beim Ziehen der Notbremse. Tante Irmi rief mich nach ihrem Tod an und gab den Brief in die Post, den ich nun in den Händen halte.

Ich betrachte mein abgeschminktes Gesicht im Spiegel, das inzwischen eine Schicht Make-up am Morgen braucht, um so rosig zu wirken wie einst. Die Badezimmertür ist nur angelehnt. András hat das Licht bereits gelöscht. Ich kann nun ungestört meinen Gedanken nachgehen, András' Lügen, Therasas Tod, der mir in seiner Endgültigkeit noch immer unwirklich erscheint. Es fühlt sich so an, als lebe sie weiter in Wien, als bestünde die Möglichkeit einer Begegnung, aus Zufall vielleicht oder Vorsehung, obwohl ich an Letztere gar nicht glaube. Und da ist noch ein Gedanke, der mich nicht ruhen lässt, einer, den ich lange verdrängt habe, der nun alle anderen verblassen lässt.

Noch Wochen und Monate nachdem Theresa und Konstantin verschwunden waren, hatte ich versucht, mir den Klang von Konstantins Stimme ins Gedächtnis zu rufen. Es wollte mir nicht gelingen. Ich konnte mir auch seine Hände nicht mehr vorstellen und den Geruch seiner Haut. Über Nacht war auch er aus meinem Leben gegangen. Seit Jahren schon hatte ich nicht mehr an ihn gedacht, ich war geheilt von ihm gewesen. Ich stelle ihn mir an Therasas Grab vor, den Rücken mir zugewandt, so bleiben seine Züge mir verborgen, die nun vielleicht etwas reifer wirken, das einst geliebte Lächeln. Es zuckt in mir. Ich muss mich am Rand des Waschbeckens festhalten. Was tue ich da nur! Ich reiße mich zusammen, spritze mir kaltes Wasser ins Gesicht. Wasche mich unter den Achseln, im Schritt, rubble mich ab. Dann lösche ich das Licht und lege mich neben meinen Mann ins Bett.

Er schläft noch nicht, rückt näher zu mir. Seine Hand fährt meinen Rücken entlang. Ich schüttelte den Kopf im Dunkeln. »Noch nicht!« Es klingt forscher als beabsichtigt.

Sofort zieht sich die Hand zurück. Er brummt etwas und dreht sich auf die andere Seite.

In der Stille rühre ich mich nicht. Es sind Konstantins Hände auf mir, an die ich denke, ich kann seine Anwesenheit spüren. Vorsichtig drehe ich den Kopf zu András, er atmet leise und gleichmäßig. Ich darf keinen Laut von mir geben. Meine Hand fährt zwischen meine Schenkel, presst fest auf die pulsierende Stelle dort. *Du hast mich alleingelassen damals, verlassen. Es war dein Kind, Konstantin, das ich verloren habe! Hätte ich dir von der Schwangerschaft erzählen müssen damals in Wien? Nein – du hattest nur Augen für Theresa. Verraten hast du mich! Habe ich das laut gesagt? Ich muss besser aufpassen. András aber atmet flach, er bewegt sich nicht. Du würdest nie ein Kind in diese Welt setzen wollen. Das waren deine Worte, Konstantin. Ich wusste, ich würde dich verlieren, so oder so, weil du die Freiheit gesucht hättest oder nur aus Verpflichtung bei mir geblieben wärst. Es sei eine Frage von Leben und Tod gewesen? Der Staat hätte dir den Atem geraubt? Du warst feige, mein Lieber, genau das warst du! Feige, weil du nie gekämpft hast. Und feige, weil du nie erkannt hast, wer ich wirklich war. Für dich war ich immer nur die gute Márta, die Liebe, die Tugendhafte. Das Blöde an mir war, dass ich elendig recht hatte. Und du? Du warst immer der Schuldige. Theresa, unsere verrückte Theresa war voller Leben. Ja, bei ihr konntest du der Tugendhafte sein.*

Jetzt lebt unsere Theresa nicht mehr.

1

Es war kein schlechtes Leben, bis Mutter uns verließ. Wir lebten in dem Haus, das mein Großvater gebaut hatte. Wie bei einem Flickenteppich hatte Vati ausgebessert und erweitert, ein Badezimmer mit fließendem Wasser, ein viertes Zimmer neben Omas – mein Zimmer – und die Garage kam dazu, die später der Laden wurde. Es war nicht besonders vornehm, aber gemütlich bei uns. Manchmal half mir Vati bei den Matheaufgaben, oder wir spielten am Küchentisch Schach bis spät in der Nacht. Nach der Schule stand ich im Laden an der Theke, wog die Wurst, den Käse, verpackte alles in Butterbrotpapier und notierte den Preis. Mutter kassierte. Wenn die Aprikosen reiften, sammelte ich das Obst für Vati ein, die verdorrten, gammeligen Früchte, und scheuchte die Fliegen auf, die summend davonflogen. Daraus brannte er seinen Schnaps. Je reifer die Früchte waren, desto besser. Er brauchte den Klaren am Morgen, um in Gang zu kommen. Mutter stritt schon lang nicht mehr mit ihm, sie sagte nicht viel, nicht einmal zu mir – sie ging.

An jenem Abend servierte sie gefüllte Paprikaschoten in süßer Tomatensoße, mein Leibgericht, küsste mich auf die Stirn und nahm den Wagen mit. Bis ich begriff, warum sie gehen musste, vergingen Jahre. Verziehen habe ich es ihr bis heute nicht.

Ich hörte Vati nachts auf und ab durchs Haus gehen und leise weinen. Er betäubte den Schmerz mit Alkohol.